

noch erweitern; hier können nur einige Punkte angerissen werden.

Ein solches Zentrum hätte auch eine umfassende öffentliche Kommunikation zu ermöglichen; es wäre ein Ort – wenn auch ein zentraler – an dem «Öffentlichkeit» stattfindet. Ob darin besondere «Altentagesstätten» und «Jugendräume» angeboten werden sollen oder ob eine Integration von jung und alt sinnvoll und möglich ist, soll hier nicht erörtert werden. Das Zentrum sollte jedoch Räume und Gelegenheiten sowohl für feste als auch für informelle Gruppen bieten. Darüber hinaus wären organisatorische und technische Hilfestellungen zu bieten (etwa Vervielfältigungs- und Fotokopiergeräte, Schreibmaschinen).

Die Möglichkeiten dieses Zentrums dürften sich nicht in «veranstalteten» Angeboten erschöpfen, sondern es hätte Spielraum für Eigeninitiative und

zu spontaner Aktion zu lassen. Hier könnte auch ein Teil dessen stattfinden, was bisher als «kommunale Kultur» abläuft, jedoch weniger im Sinn von reproduzierendem Kulturkonsum eines meist elitären Kreises, sondern als im egalitären Sinne aufgefaßte kreative, eigenschöpferische Betätigung.

Eine solche Einrichtung erfordert neben erheblichem finanziellem Aufwand zweifellos mehr als bisher: Phantasie, neue Ideen, das Experiment – und bei den Kommunen auch eine Aufgeschlossenheit für neue Aufgaben. Das unter diesen Voraussetzungen möglicher- (und wünschenswerter-) weise sich entwickelnde Bewußtsein wird in seine Reflexion auch den (kommunal-)politischen Raum mit einbeziehen. Doch dies sollte im Interesse einer demokratischen Gesellschaft ohnehin das erste Ziel sein.

Städtebilder

Willy Leygraf

Das Bild einer Stadt –. Silhouette, Kontur, auf das Charakteristische reduziert: Kirche, Schloß oder Burg; Berg und Fluß; Brücken, Mauern und Tore; das Hochgericht. So einfach war das für BRAUN und HOGENBERG, für MERIAN. Über das Städtische gab es keinen Zweifel: Die Siedlung hatte Stadtrecht – oder eben nicht. Und allein schon wegen dieses Rechts war sie Stadt – oder eben nicht. Residenz- oder Reichsstadt, Ackerbürgerstadt oder Handelsmittelpunkt, das machte wenig Unterschied. Mauern und Tore waren wichtig als Abschluß und Abwehr nach außen.

Stadtluft macht frei; jedenfalls diejenigen, die von Rechts wegen an ihr teilhaben. Frei vor allem von der Leibeigenschaft. Aber nicht vom Zwang der Zünfte, nicht von der Gliederung des Oben und Unten nach Stand und Besitz. Und abends wurden die Tore geschlossen: So offen und zugänglich, so sehr Angebot der Freiheit für jedermann waren sie nun auch wieder nicht, diese Städte, deren charakteristische Umrißlinien MERIAN, BRAUN und HOGENBERG überliefert haben.

Die gebildeten Reisenden des 17., des 18. und 19.

Jahrhunderts haben wenig nach einer Topografie des Städtischen gefragt. Ihnen waren die Akzente wichtig, die Besonderheiten und Höhepunkte im Bild der jeweils einzelnen Stadt: die Dome und Plätze, Architektur und Kunst von Rang, das, was man heutzutage Sehenswürdigkeiten nennt. Wenn sie einen Blick aufs Detail geworfen haben, ist selten mehr als ein Genre-Bild entstanden. Das meiste blieb subjektive Beschreibung des Inventars, Ab-schilderung eines Bestands ausgewählter Kulissen. Wer fragte und fragt schon danach, wie und wovon und warum eigentlich die Leute in den Städten leben. Warum und wie sie hergekommen sind. Wer ihnen Hoffnungen machte und wer diese Hoffnungen wieder zerschlug. Städtebilder, die auf Genauigkeit und Vollständigkeit der Wiedergabe aus sind, haben nur selten viel vorzuweisen an Schönheit, Kunst und Berühmtheit. Städte und ihre Bewohner sind in aller Regel sehr alltäglich. Wunder und Abenteuer bieten sie höchstens für den Reisenden, der ganz wo anders zuhause ist. Oder für den, der all seine Hoffnung gerade auf diese Stadt vorausgeworfen hat.

Erst tauchen auf dem grüngrauen Land ein paar Baracken auf, dann Häuschen, dann Häuser, da steht die erste Fabrik. Ein Holzlager. Grau ist die Natur – immer sieht die Grenze zwischen der Stadt und dem flachen Land aus wie ein Müll- und Schuttplatz. Da ist eine Vorortbahn, viele Schornsteine; die erste Elektrische. Noch rollt der Zug glatt und mit unverminderter Geschwindigkeit; Straßenzüge begleiten uns, noch mit Bäumen besetzt, dann bleiben die Bäume zurück; Reklame- tafeln, Wagen, Menschen, nun fährt der Zug langsamer und langsamer, nun rollt er im Schritt. Da – das sind die hohen Steinmauern der Einfahrt. Schwarzgespült vom Rauch sind sie, ruhig und trübe; hier schlagen die Wellen der Fremde an das heimische Gestade . . . Heimisch? Für wen? Wir sind Fremde. Wir kommen in die fremde Stadt. Die ahnt nichts von denen, die hier ankommen. Heute kommen an: achtundvierzig Leute, die nur ihr Geld ausgeben wollen – (zum Hotelportier: «Sagen Sie mal, wo kann man denn hier mal – ?»); zweiunddreißig Reisende in Tuch, Eisenwaren und Glasstöpseln; ein Kranker, der einen Arzt konsultieren will; achtundsechzig Menschen, die in ihre Stadt zurückkommen, die zählen nicht; und Fremde, Fremde, Fremde: herangewanderte, arme Teufel, die ein Glück versuchen wollen, das sie noch nie gehabt haben – der berühmte junge Mann, der «mit nichts hier angekommen ist und heute ist er . . .» Fremde, Fremde. Unberührt von ihnen liegt die Stadt.

Haus an Haus schleicht vorbei – wir sehen die Kehrseiten der Häuser, wo schmutzige Wäsche hängt und rußige Kinder schreien, wo Achsen auf den Höfen ächzen und Küchen klappern – die Stadt zeigt uns Fremden ein fremdes Gesicht. Innen sieht sie ganz anders aus. Es gibt an einer bestimmten Stelle Schreibmaschinen billiger; morgens um halb elf müssen alle Leute, die zur feinen Gesellschaft gehören wollen, in einer bekannten Allee ihr Auto einen Augenblick halten lassen; Mittag ißt man gut bei . . . ja, das wissen wir nicht; Schuhe kauft man vorteilhaft . . . in welcher Straße? – im . . . – Theater ist eine herrliche Premiere mit einem wundervollen Krach zwischen dem Direktor und der Geliebten des Geldgebers. Ihre eigene Sprache hat die Stadt: statt «Geld» sagt man hier . . . ja, das wissen wir nicht; um den Witz in der Zeitung zu verstehen, die sich der ganze Zug eine Station vorher gekauft hat, muß man wissen, daß es sich um Frau H. handelte, die mit einer Mörderin zusammen eingesperrt sowie homosexuell ist; auf dem Witzbild erkundigt sie sich nach ihrer Zellen-genossin: «Ist sie blond?» fragt sie den Schließer – das verstehn wir alles nicht. Wir wissen gar nichts. Für uns ist das eine fremde Stadt. Und wir werden ihr einen Teil unseres Lebens geben; wir werden uns einleben, die Stadt wird sich in uns einleben, und nach zwei Jahren gehören wir einander, ein bißchen. Wir sagen nicht mehr «gnädige Frau» zur Stadt – wir sagen

dann einfach «Sie». Wir wissen schon, wo man vorteilhaft Regenschirme kaufen kann und das mit der schicken Allee und wo man gut und billig zu Mittag ißt, das alles können wir den neuen Fremden, die nach uns kommen, schon ganz leichthin sagen, als seien wir damit aufgewachsen und als sei das gar nichts. Aber: du . . . du sagen wir noch nicht zur Stadt. Das sagen nur die, die hier groß geworden sind. Die, die ihre ersten Worte in ihren Gassen, in ihren Kinderliedern und auf ihren Rasen gestammelt haben; die ein bestimmtes Viertel der Stadt auf ewig mit einer bestimmten Vorstellung verbinden, denn dort haben sie zum erstenmal geküßt, die in den vorweihnachtlichen Tagen im Omnibus in die Hände gepatscht und sich die Nase an den Scheiben platt gedrückt haben. «Guck mal, Papa! Mama! Sieh mal da!» – und denen dort im Omnibus die Welt erklärt worden ist . . . die sagen du zur Stadt. Die kümmert sich nicht um die Fremden, die täglich heranbrausen. Sie führt ihr Leben . . . wer will, darf's mitleben. Sie formt die Fremden langsam um, und wenn die Fremden Geduld haben, dann sind sie es nach zwanzig Jahren nicht mehr. Nicht mehr so ganz. Nur tief, im fremden Herzen, sind sie es noch: da frieren sie, die Fremden. Da hält der Zug. Und alle steigen aus; sie suchen, die Wurzellosen, eine Heimat in der Heimat der Stadt, die schon eine Heimat ist: für die andern. In wieviel Städte werden wir noch einfahren?

Alle diese Städte werden sich wenig voneinander unterscheiden. Eine ist immer wie die andere. Und deshalb bleiben so viele, wo sie nun einmal sind. Sie nehmen sie hin, die Stadt, in die irgendwann einmal ein Angebot oder eine Hoffnung sie aufbrechen ließ. – Und die meisten nehmen die Stadt hin, in der sie aufgewachsen sind. Sie nehmen sie hin, gleichgültig, ohne viel darüber nachzudenken. Sie machen ihre täglichen, alltäglichen Erfahrungen – ohne große Hoffnungen oder Illu-

sionen. Man hat ihnen gesagt, die Stadt, das sei gesteigerte Gegenwart, pulsierendes Leben. Ja, pulsierendes Leben auf allen Straßen: Individualverkehr, Linienverkehr. Von der Wohnung zur Arbeit. Von der Arbeit zum Einkauf. (Von Geschäft zu Geschäft.) Von der Arbeit zur Kneipe. (Von Geschäft zu Geschäft.) Von der Arbeit, vom Einkauf, von der Kneipe nachhause. Was bringt die Arbeit? Wer macht das Geschäft? Und wie sehr weiß einer, daß er hier zuhause ist?

Man könnte das alles verwechseln. Immer die Straßen entlang. Fünf Stock hoch, vier Stock hoch, sieben Stock hoch. Haustüren, Fenster, Einfahrten. Fenster, Einfahrten, Haustüren. Man könnte das alles verwechseln.

Tabakwaren, Lotto und Toto
Butter, Eier, Käse
eine Kneipe.

Obst und Gemüse
ff. Fleisch- und Wurstwaren
coop
Tabakwaren
eine Kneipe.

Blumen – Milchprodukte
Supermarkt
Bastlerbedarf und Schreibwaren . . .

So in dieser Straße und in der nächsten quer und drei weiter wieder das gleiche.
Spirituosen dazwischen und eine Medizinaldrogerie, eine Kneipe wieder.

Man könnte das alles verwechseln.

Walter Benjamin · Aus der «Berliner Chronik»

Sich in einer Stadt nicht zu-rechtfinden – das mag uninteressant und banal sein. Unkenntnis braucht es dazu – sonst nichts. In einer Stadt sich aber zu verirren – wie man in einem Wald sich verirrt –, das bedarf schon einer ganz anderen Schulung. Da müssen Schilder und Straßennamen, Passanten, Dächer, Kioske oder Schenken zu dem Umgetriebenen so sprechen wie ein knackendes Reis im Walde unter seinen Füßen, wie der erschreckende Schrei einer Rohrdommel aus der Ferne, wie die plötzliche Stille einer Lichtung, in deren Mitte eine Lilie aufschießt.

Wahrscheinlich wird darin nie einer Meister, worin er nicht die Ohnmacht gekannt hat, und wer dem zustimmt, der wird auch wissen, daß diese Ohnmacht nicht am Anfang oder vor aller Bemühung um die Sache liegt, sondern mitten in ihr. So käme ich denn jetzt zur Mitte meines Lebens mit Berlin, die sich über die ganze spätere Kindheit bis an den Anfang meiner Studienzeit erstreckt: die Ohnmacht vor der Stadt. Die war doppelt gegründet: einmal in einem sehr schlechten Orientierungssinn; wenn es dreißig Jahre gedauert hat, bis mir das Wissen um Rechts und Links in Fleisch und Blut übergang, bis ich herausbekam, wie man einen Stadtplan benutzt, so war mir das Wissen um dies Ungeschick doch lange nicht geläufig; und wenn

etwas fähig war, meinen Widerwillen, von ihm Kenntnis zu nehmen, zu steigern, so war es die Beharrlichkeit, mit der mich meine Mutter mit der Nase draufstieß. Ihr verdanke ich die träumerische Resistenz beim gemeinsamen Gang durch die selten von mir betretenen Straßen der City. Dieser Resistenz aber wiederum wer weiß wie viel von dem, was heute meinen Umgang mit den Straßen der Stadt fundiert. Und insbesondere einen Blick, der nicht den dritten Teil von dem, was er auffaßt, zu sehen scheint. Auch erinnere ich mich, wie meiner Mutter nichts unausstehlicher war als die Peinlichkeit, mit der ich beim Gang durch die Straßen immer wieder um einen halben Schritt hinter ihr blieb. Langsamer, ungeschickter, blöder zu scheinen, als ich es war, diese Gewohnheit nahm ich auf solchen gemeinsamen Gängen an; und sie hat die große Gefahr, sich schneller, geschickter, schlauer zu glauben, als man es ist. Die frühe Kindheit schloß ihn in sein Wohnviertel – den alten oder neuen Westen, welchen die Klasse, die ihn zu ihrem Angehörigen bestimmt hatte, in jener aus Selbstgefühl und Ressentiment gebildeten Haltung bewohnte, die etwas wie ein ihr zum Leben verliehenes Ghetto aus ihm machte. Jedenfalls war er in dieses Viertel der Wohlhabenden eingeschlossen,

ohne von einem andern zu wissen. Die Armen – für reiche Kinder seiner Generation lebten sie auf dem Dorfe. Und wenn er den Armen in dieser Frühzeit sich vorstellen konnte, so war es, ohne daß er Name und Herkunft gekannt hätte, unter dem Bild des Schnorrers, der eigentlich ein Reicher – nur ohne Geld – ist, da er – dem Produktionsprozeß und der von ihm noch nicht zu abstrahierenden Ausbeutung weit entrückt – zu seinem Darben sich so kontemplativ verhält wie der Reiche zu seinem Haben. In frühen Jahren lernte ich «die Stadt» nur als den Schauplatz der «Besorgungen» kennen, bei denen zum ersten Mal sich erwies, wie uns das väterliche Geld eine Gasse zwischen den Ladentischen und den Verkäufern und den Spiegeln und den Blicken der Mutter bahnte, deren Muff auf dem Tisch lag. In der Schmach eines «neuen Anzugs» standen wir da, aus den Ärmeln sahen die Hände heraus wie schmutzige Preistafeln; und in der Konditorei erst wurde uns besser, und wir fühlten dem Götzendienst uns entronnen, der unsere Mutter vor den Idolen erniedrigte, deren Namen Mannheimer waren, Herzog und Israel, Gerson, Adam, Esders und Mädler, Emma Bette, Bud und Lachmann. Eine Reihe unerforschlicher Massive, nein Höhlen von Waren – das war «die Stadt».

Kein Zweifel, daß ein Gefühl, die Schwelle der eignen Klasse nun zum erstenmal zu überschreiten, an der fast beispiellosen Faszination, auf offener Straße eine Hure anzusprechen, Anteil hatte. Stets aber war am Anfang dieses Überschreitens einer sozialen Schwelle auch das einer topographischen, dergestalt, daß ganze Straßenzüge so im Zeichen der Prostitution entdeckt wurden. Aber war es wirklich ein Überschreiten? Ist es nicht vielmehr eher ein eigensinnig-wollüstiges Verharren auf der Schwelle, ein Zögern, das das triftigste Motiv in dem Umstand hat, daß diese Schwelle ins Nichts führt? Unzählig aber sind in den großen Städten die Stellen, wo man auf der Schwelle ins Nichts steht, und die Huren sind gleichsam Laren dieses Kultus des Nichts und stehen in den Haustoren der Mietskasernen und auf dem sanfter schallenden Asphalt der Perrons.

«Markthalle Magdeburger Platz».
– Man denke nicht, daß es Markt-Halle hieß. Nein, man sprach «Mark-Thalle», und wie diese beiden Wörter in der Gewohnheit des Sprechens verschlissen waren, daß keines seinen ursprünglichen Sinn beibehielt, so waren in der Gewohnheit meines Gangs durch diese Halle verschlissen alle Bilder, welche sie gewährte, so daß ihrer keines sich dem ursprünglichen Begriff von Einkauf oder Verkauf darbot. Hatte

man den Vorraum mit den schweren, in kräftigen Spiralen schwingenden Türen hinter sich gelassen, heftete sich der erste Blick auf Fliesen, die von Fischwasser oder Spülwasser schlüpfrig waren und auf denen man leicht auf Karotten ausgleiten konnte oder auf Lattichblättern. Hinter Drahtver schlägen, jeder behaftet mit einer Nummer, thronten die schwerbeweglichen Weiber, Priesterrinnen der käuflichen Ceres, Marktwieiber aller Feld- und Baumfrüchte, aller eßbaren Vögel, Fische und Säuger, Kupplerinnen, unantastbare strickwollene Kolosse, welche von Stand zu Stand miteinander, sei es mit einem Blitzen der großen Knöpfe, sei es mit einem Klatschen auf ihre Schürze, sei es mit busenschwellendem Seufzen verkehrten. Brodelte, quoll und schwoll es nicht unterm Saum ihrer Röcke, war nicht dies der wahrhaft fruchtbare Boden? Warf nicht in ihren Schoß ein Marktgott selber die Waren: Beeren, Schattiere, Pilze, Klumpen von Fleisch und Kohl, unsichtbar beiwohnend ihnen, die sich ihm gaben, während sie träge, gegen Tonnen gelehnt oder die Waage mit schlaffen Ketten zwischen den Knien, schweigend die Reihen der Hausfrauen musterten, die mit Taschen und Netzen beladen, mühsam, die Brut vor sich, durch die glatten, stinkenden Gassen zu steuern suchten. Wenn es dann aber dämmerte und

man müde wurde, sank man tiefer wie ein erschöpfter Schwimmer. Endlich trieb man im lauen Strom stummer Kunden dahin, die wie Fische auf die stachligen Riffe glotzten, wo die schwammigen Najaden sich's wohl sein ließen.

Lange, jahrelang eigentlich, spielte ich schon mit der Vorstellung, den Raum des Lebens graphisch in einer Karte zu gliedern. Ich habe mir ein Zeichensystem ausgedacht; und auf dem grauen Grund solcher Karten ginge es bunt zu, wenn die Wohnungen meiner Freunde und Freundinnen, die Versammlungsräume der mancherlei Kollektiva von den «Sprechsälen» der Jugendbewegung bis zu den Versammlungsorten der kommunistischen Jugend, die Hotel- und die Hurenzimmer, die ich für eine Nacht kannte, die entscheidenden Tiergartenbänke, die Schulwege und die Gräber, deren Füllung ich beiwohnte, die Stellen, an denen Cafés prangten, deren Namen heute verschollen sind und uns täglich über die Lippen kamen, die Tennisplätze, auf denen heute leere Mietshäuser stehen, und die gold- und stuckverzierten Säle, die die Schrecken der Tanzstunden beinahe Turnsälen gleichmachten – es ginge bunt zu auf dem grauen Grund solcher Karten, wenn all das dort deutlich unterscheidbar eingetragen würde – – –.

Manche sagen, die Stadt sei aus dem Markt entstanden, der Markt erst schaffe die Stadt, mache das Städtische erkennbar. Markt als Tausch und Gespräch, als Kommerz und Kommunikation. Aber das bedeutet doch seit eh und je: Profit für wenige, Informationen für Auserwählte. Juden durften nur mit Trödel handeln; wer nicht zu den Zünften gehörte, blieb auf den Taglohn verwiesen. Klatsch war und ist das Informationssurrogat für die mit den leeren Händen. Die den Gewinn haben, die haben auch das Sagen. Für die Besitzlosen bietet der Markt Abfall, Geschwätz und Spektakel. Unterdes werden die Stimmen nicht müde, die aus der Stadt Moloch und Babel machen, Asphaltchungel und Betonwüste. – Und sie merken nicht

einmal, wie sie so die Vielzahl ihrer Mitbürger und Zeitgenossen verurteilen oder auf arrogante Weise bedauern. Ebenso wenig müde werden die anderen, die das Hohe Lied der Stadt und vor allem der Großstadt singen. Sie wissen nicht oder verschweigen, wieviel Schicksal an jeder Häuserzeile entlangzubuchstabieren ist, wieviel Ungerechtigkeit sich im Zentrum multipliziert, wieviel unerfüllbare Wünsche in den Vorstädten geträumt werden. Sie singen trotzdem das preisende Lied auf die Stadt.

Sie wollen nicht sagen:
Gebildeter, weltläufiger, skrupelloser als das Landvolk.
Sie wollen nicht sagen:
Klüger, schlauer, verschlagener als die Bauern.
Und sie sagen: urban.

Aber meinen sie damit den Proletarier,
der von Schicht zu Schicht, von Lohntag zu Lohntag
lebt?

Oder die Putzfrau,
die morgens um sieben aus den aufgeräumten
Büros nach Hause geht,
um die Kinder für die Schule zu richten?

Oder den Busschaffner,
der kurz nach Mitternacht an der Buschkrugallee
zwanzig Minuten Schlaf vorwegnimmt
und vom Urlaub auf Mallorca träumt?

Wen meinen sie, wenn sie sagen: urban?

Die von der Stadt reden und von Urbanität, meinen
immer eine Stadt, die sie benützen können. Und
von der sie dann auch nach Bedarf sich freimachen
können, um in Zehlendorf oder Maichingen zu
wohnen, in Büderich oder Marienburg; jedenfalls:
irgendwo außerhalb, wo die Stadt so wenig Stadt ist

Keinen kennen,
das heißt: allein sein.

Keinen kennen, das heißt aber auch:
Jeden zum Freund gewinnen können. Vielleicht.

Man trinkt sein Bier
nebeneinander in der Kneipe.
Man erzählt das ganze Glück
und das ganze Elend seines Lebens.

Man trinkt noch ein Bier
und noch einen Schnaps nebeneinander
und fast schon miteinander.
Aber dann geht jeder seiner Wege.

wie das Land noch agrarisch: an den Übergängen,
wo sich der Wohlstand bescheiden, doch deutlich
erkennbar macht.

Den Traum vom Urbanen träumen immer nur die
wenigen, die es sich leisten können. Den meisten
bleibt immer nur der enge Umkreis des Alltags und
kleiner Vergnügen.

Sie kennen von der Stadt, in der sie wohnen, sie
bestimmen in der Stadt, die sie umgibt, nicht mehr,
als sie sich aneignen können.

Wenn sie aus den Vororten, den Trabantensied-
lungen, den Arbeiterquartieren in die Zentren
kommen, wo – wie man so sagt – das Leben pul-
siert, bleiben sie Besucher und Passanten, dem
Verbunden, was von Arbeit und Lohn bestimmt ist
und von den abgezählten Summen für Miete und
für das, was man so braucht.

Den Traum vom Urbanen, von Stadt und Freiheit
und Freizügigkeit muß man sich schon etwas kos-
ten lassen. Aber wer kann das?

Man wird sich kaum wiedersehen.
Und wiedererkennen noch weniger.

Nirgendwo ist die Einsamkeit größer
als unter den vielen, die einander nicht kennen.
Aber sie lassen einander gelten.

Jeder läßt jeden gelten.

Nirgendwo übersieht man die Not des Nachbarn so
leicht und so gern wie dort, wo jeder jeden gelten
läßt: man läßt ihn auch in seinem Elend gelten.
Man läßt jedem seine Narrheit, seine Not, seinen
Untergang.

Hans Heinrich Ehrler · Magische Einsamkeit

Man sagt mir, in Berlin könne man
einsamer wohnen als auf einem
wüsten Berg oder in ausgestorbener
Heide. Das wäre etwas wie mit
jenem Fabrikmeister im Maschinen-
saal, der die Geräusche braucht,
um zu hören. Oder es ließe den
Vergleich zu, ein neuzeitiger Ana-
choret zöge sich in eine Kammer
inmitten dieser Stadt zurück, um
seinem heiligen Schweigen die erst
durch dessen lauten Gegenstoff

umwandete Zelle zu geben. Die
unübersehbaren Häusergevierte
würden zum schichtenweisen Mau-
ermantel, und was dazwischen lär-
mend hindurchrauscht, zum Mittel
der Schalldichtung.
Das Geheimnis aber ist, daß soviel
Menschenschicksal um sein Schick-
sal kreist, berührt und nicht berührt
zugleich, abgewehrt, doch um so
tiefer miterlitten.
Ich saß in der hochgelegenen Stube

eines so lebenden Dichters, der nach
ernsten Gesprächen mit mir aus
seinem Haus austritt, als sei der
Stadt imposantes Gefüge nur ein
Durchgang.
Hat nicht selbst der sich hingebende
Fremdling dies erfahren? Kam er
nicht aus Einsamkeit und geht in
Einsamkeit zurück? Was wird sich
an ihm verändert haben, wird sein
Auge die Blume nicht mehr sehen,
wie vordem?

Geschenk und Not für den in die Masse geratenen Empfindsamen ist: jedes Erlebnis, das beglückende wie das erschütternde, geschieht auf einem weit zitternden Membran, tönt imaginär in alle um mich geschichteten Wesen; meine Lust wird ihre Lust, meine Trauer ihre Trauer, meine Angst ihre Angst; hinwiederum werde ich unbewußt von ihnen her bewegt und bedrängt. Ich spüre, ohne sie betasten zu können, die große Wunde, welche an solcher Stadt dauernd zehrt, ich werde kindlich unbeholfen an der Hilflosigkeit, die sich, doch sachlich tapfer, auf deren Riesenboden unter den Gewalten des Lebens windet. Nichts an mir kann sich der mysteriösen Verwirklichung entziehen, mein Körper macht sie durch wie meine Seele. Dann aber erfahre ich den noch geheimnisvolleren Rückschlag, wie ungeheuer allein man wieder in seiner Haut steht.

Bewegt denke ich: Wenn viereinhalb Millionen sich alle auf einmal einer großen, reinen Begeisterung gemeinsam klar bewußt würden? Oder einer harten, kältenden Enttäuschung? (Beginn und Zusammenbruch des letzten Krieges als Vorspiel.) Oder eine Heimsuchung? Wenn so etwas wie der mittelalterliche schwarze Tod unter sie träte? Wenn ihnen ihre geschöpfliche Notdurft, der die ganze Stadt durchkriechende Wurm ihrer Leiden, die Sorgenschlange ihrer Ängste in einem Gesicht anschaulich würden? Und dann dagegen, darunter hervor, die Quellen ihrer Liebeskräfte, ihrer Wesensgüte, ihrer Herzenswärme, ihres Zartgefühls plötzlich in das Licht der Blicke emporsprängen? Sie erkannten sich darin als Muttergeborene, die vier Millionen einer Stadt alle auf einmal? Wäre ich Kommunist, müßte ich von diesem Punkt aus denken. Frei-

lich, er heißt mich Romantiker! Dieser kommt, ohne aufzutauchen, in der U-Bahn im Dunkel von Berlin WW nach Berlin NO. Auf der Fahrt zwischen den zwei Weltteilen ringeln sich mit dem Rauch der Zigarre jene utopischen Fragezeichen auf, oder noch eines: Wenn ein Nachtzauber (in märchenstädtischer U-Bahn) die Insassen der beiden Gegenden gegenseitig verträge und der Morgen sie je in den anderen Betten, anderen Wänden aufweckte? Wenn das «Mutabor» ein Jahr dauerte? Was wäre dann aus den vertauschten Bewohnern und Wohnvierteln geworden, hüben wie drüben? Könnte man nicht über dergleichen einmal auch in politischen Volksversammlungen nachdenken? Diese Stadt ist geladen mit Versuchsstoff der vergleichenden Phantasie, welche doch immer das Wesen sieht.

Hier hat sich zugleich auch Kleinstadt an Großstadt gemessen, Waldenbuch an Berlin.

Wer nach dem Wesen von Stadt und Urbanität sucht, wird immer wieder auf diesen Gegensatz stoßen. Man ist versucht, nur der Großstadt das eigentlich Städtische zuzubilligen.

Zum Beispiel: Öffentlichkeit, Publizität, politische Wirklichkeit.

Aber die Abstände vom Ort des einzelnen zum öffentlichen Geschehen sind nirgendwo größer als in der Großstadt: Dörfliche Vertrautheit vielleicht zwischen den Nachbarn auf der Etage (freundlich und feindlich, je nachdem), aber sieben Stock tiefer ist man sich fremd; wenn man denen begegnet,

wird man höflich, auf eine Weise, die alle Beteiligten befremdet und fremd macht.

Öffentliche und politische Wirklichkeit ist nur das, was «die oben» machen, die Verwaltenden, die Regierenden. Nicht einmal in den Quartieren findet politische oder andere Öffentlichkeit statt. Öffentlichkeit ist hier nur das Geschrei derer, die besoffen heimkommen vom teuren Vergnügen der City oder vom billigen Suff der Kneipe drei Straßen weiter.

Wiederum also dieser eine Unterschied, den man nach Besitz, Geltung und was weiß ich bestimmen könnte – es bleibt ein Klassengegensatz – den aber hat sich die Großstadt nicht vorbehalten.

Hermann Hesse · Gerbergasse und «Falken»

Das Haus stand nahe bei der alten steinernen Brücke und bildete die Ecke zwischen zwei sehr verschiedenen Gassen. Die eine, zu welcher das Haus gerechnet wurde und gehörte, war die längste, breiteste und vornehmste der Stadt und hieß Gerbergasse. Die zweite führte jäh bergan, war kurz, schmal und elend und hieß «Zum Falken», nach einem uralten, längst eingegangenen Wirtshaus, dessen Schild ein Falke gewesen war.

In der Gerbergasse wohnten Haus an Haus lauter gute, solide Altbürger, Leute mit eigenen Häusern, eigenen Kirchplätzen und eigenen Gärten, die sich hinterwärts in Terrassen steil bergan zogen und deren Zäune an den Anno siebzig errichteten, mit gelbem Ginster bewachsenen Bahndamm stießen. An Vornehmheit konnte mit der Gerbergasse nur noch der Marktplatz wetteifern, wo Kirche, Oberamt, Gericht, Rathaus und Dekanat standen und in ihrer

reinlichen Würde durchaus einen städtisch noblen Eindruck machten. Amtshäuser hatte nun zwar die Gerbergasse keine, aber alte und neue Bürgerwohnungen mit stattlichen Haustüren, hübsche altmodische Fachwerkhäuschen, nette helle Giebel; und es verlieh ihr eine Fülle von Freundlichkeit, Behagen und Licht, daß sie nur eine Häuserreihe besaß, denn jenseits der Straße lief am Fuß einer mit Balkenbrüstungen versehenen

Mauer der Fluß dahin.
War die Gerbergasse lang, breit, licht, geräumig und vornehm, so war der «Falken» das Gegenteil davon. Hier standen schiefe, finstere Häuser mit fleckigem und bröckelndem Verputz, vorhängenden Giebeln, vielfach geborstenen und geflickten Türen und Fenstern, mit krummen Kaminen und schadhafte Dachrinnen. Die Häuser raubten einander Raum und Licht, und die Gasse war schmal, wunderbar gebogen und in eine ewige Dämmerung gehüllt, die bei Regenwetter oder nach Sonnenuntergang sich in eine feuchte Finsternis verwandelte. Vor allen Fenstern war an Stangen und Schnüren stets eine Menge Wäsche aufgehängt; denn so klein und elend die Gasse war, so viele Familien hausten darin, von all den Aftermietern und Schlafgängern gar nicht zu reden. Alle Winkel der schiefen, alternden Häuser waren dicht bewohnt, und Armut, Laster und Krankheit waren dort ansässig. Wenn der Typhus ausbrach, so war es dort, wenn einmal ein Totschlag geschah, so war es auch dort, und wenn in der Stadt ein Diebstahl vorkam, suchte man zuerst im «Falken». Umherziehende Hausierer hatten dort ihre Absteigequartiere, unter ihnen der drollige Putzpulverhändler Hottehotte und der Scherschleifer Adam Hittel, dem man alle Verbrechen und Laster nachsagte. In seinen ersten Schuljahren war Hans im «Falken» ein häufiger Gast gewesen. Zusammen mit einer zweifelhaften Rotte von strohblonden, abgerissenen Buben, hatte er die Mordgeschichten der berühmten Lotte Frohmüller angehört. Diese war das geschiedene Weib eines kleinen Gastwirts und hatte fünf Jahre Zuchthaus hinter sich; sie war seinerzeit eine bekannte Schönheit gewesen, hatte unter den Fabrikern eine große Zahl von Schätzen gehabt und zu öfteren Skandalen und Messerstechereien Anlaß gegeben. Nun lebte sie einsam und brachte ihre Abende nach Fabrik-schluß mit Kaffeekochen und Geschichtenerzählen zu; dabei stand ihre Türe weit offen, und außer den Weibern und jungen Arbeitern

hörte von der Schwelle aus stets auch eine Schar von Nachbarskindern ihr mit Entzücken und Grausen zu. Auf dem schwarzen Steinherdchen kochte das Wasser im Kessel, eine Unschlittkerze brannte daneben und beleuchtete zusammen mit dem blauen Kohlenfeuerchen den überfüllten, finsternen Raum mit abenteuerlichem Flackern, die Schatten der Zuhörer in ungeheuren Maßen an die Wand und Decke werfend und mit gespenstiger Bewegung erfüllend.

Dort machte der achtjährige Knabe die Bekanntschaft der beiden Brüder Finkenbein und unterhielt etwa ein Jahr lang, einem strengen väterlichen Verbot zum Trotz, eine Freundschaft mit ihnen. Sie hießen Dolf und Emil und waren die gerissensten Gassenbuben der Stadt, durch Obstdiebstähle und kleine Waldfrevel berühmt und Meister in unzähligen Geschicklichkeiten und Streichen.

Vor allem war es Hermann Rechtenheil, der im «Falken» wohnte und an welchen Hans sich anschloß. Er war eine Waise und ein krankes, frühreif, ungewöhnliches Kind. Weil sein eines Bein zu kurz war, mußte er beständig am Stock gehen und konnte nicht an den Gassenspielen teilnehmen. Er war schmal und hatte ein farbloses Leidensgesicht mit vorzeitig herbem Munde und allzu spitzem Kinn. In allerlei Handfertigkeiten war er ungemein geschickt, und namentlich hatte er eine gewaltige Leidenschaft für das Angeln, die er auf Hans übertrug. Dieser besaß damals noch keine Fischkarte, sie angelten aber trotzdem heimlich an versteckten Orten, und wenn Jagen eine Freude ist, so ist bekanntlich Wildern ein Hochgenuß. Der krumme Rechtenheil lehrte Hans die richtigen Ruten schneiden, Roßhaar flechten, Schnüre färben, Fadenschlingen drehen, Angelhaken schärfen. Er lehrte ihn auch aufs Wetter schauen, das Wasser beobachten und mit Kleie trüben, die rechten Köder wählen und sie richtig befestigen, er lehrte ihn die Fischarten unterscheiden, die Fische beim Angeln belauschen.

Mit den Gebrüdern Finkenbein kam Hans in Zorn auseinander; der stille, lahme Rechtenheil verließ ihn ohne Hader. Er streckte sich eines Februartages in sein ärmliches Bettlein und starb schnell und still hinweg. Mit ihm aber war die Zahl der merkwürdigen Falkenbewohner noch lange nicht erschöpft. Wer kannte nicht den wegen Trunksucht entlassenen Briefträger Rötteler, der alle vierzehn Tage besoffen auf der Straße lag oder nächtliche Skandale vollführte, sonst aber gut wie ein Kind war und beständig voll Wohlwollen lächelte? Er ließ Hans aus seiner ovalen Dose schnupfen, ließ sich gelegentlich Fische von ihm schenken, briet sie in Butter und lud Hans zum Mittagessen ein. Er besaß einen ausgestopften Bussard mit Glasaugen und eine alte Spieluhr, die mit dünnen, feinen Tönchen veraltete Tanzweisen aufspielte. Und wer kannte nicht den uralten Mechaniker Porsch, der immer Manschetten trug, auch wenn er barfuß ging? Als der Sohn eines strengen Landschullehrers alter Schule konnte er die halbe Bibel und ein paar Ohren voll Sprichwörter und moralische Sentenzen auswendig; aber weder dies noch sein schneeweißes Haar hinderten ihn, vor allen Weibern den Schwerenöter zu spielen und sich häufig zu betrinken. Dieser alte Porsch stak, seiner frommen Sprüche unbeschadet, voll von dunklen und sagenhaften Berichten über Gespenster und dergleichen. Er kannte die Orte, wo solche umgingen, und schwankte immer zwischen Glauben und Unglauben an seine eigenen Geschichten. Meistens begann er sie in zweiflerischem, prahlerisch wegwerfendem Ton, als mache er sich über die Geschichte und über die Zuhörer lustig, aber allmählich, während des Erzählens, duckte er sich ängstlich, senkte seine Stimme mehr und mehr und endete in einem leisen, eindringlichen, gruseligen Flüsterton. Wieviel Unheimliches, Undurchschauliches, dunkel Anreizendes enthielt die arme kleine Gasse! In ihr hatte auch, nachdem sein

Geschäft eingegangen und seine verwahrloste Werkstatt vollends verlottert war, der Schlosser Brendle gewohnt. Er war halbe Tage lang an seinem Fensterchen gesessen und hatte finster in die lebhaftige Gasse geblickt, und zuweilen, wenn eins der abgerissenen, ungewaschenen Kinder aus den Nachbarhäusern ihm in die Hände fiel, hatte er es mit wüster Schadenfreude gequält, an den Ohren und Haaren gerissen und ihm den ganzen Leib blau gekniffen. Eines Tages aber hing er an seiner Treppe, an einem Stück Zinkdraht erhängt, und sah so scheußlich aus, daß niemand sich

zu ihm getraute, bis der alte Mechaniker Porsch von hinten her den Draht mit einer Blechschere abschnitt, worauf die Leiche mit heraushängender Zunge vornüber fiel und die Treppe hinunterpolterte, mitten in die entsetzten Zuschauer hinein.

Sooft Hans aus der hellen, breiten Gerbergasse in den finstern, feuchten «Falken» trat, überkam ihn mit der seltsamen, stickigen Luft eine wonnevoll grausige Beklemmung, eine Mischung von Neugierde, Furcht, schlechtem Gewissen und seliger Abenteuerahnung. Der «Falken» war der einzige Ort, an

welchem etwa noch ein Märchen, ein Wunder, ein unerhörtes Schrecknis passieren konnte, wo Zauberei und Gespensterwesen glaubhaft und wahrscheinlich war und wo man dieselben schmerzhaft köstlichen Schauder empfinden konnte wie beim Lesen der Sagen und der skandalösen Reutlinger Volksbücher, welche von den Lehrern konfisziert wurden und die Schandtaten und Bestrafungen des Sonnenwirtle, des Schinderhannes, des Messerkarle, des Postmichels und ähnlicher dunkler Helden, Schwerverbrecher und Abenteurer berichteten.

Bürger Athens –.

Wenn die Sklaven nicht das Land bebaut, die Wagen gekarrt, das Brot gebacken, den Wein gekeltert hätten, wer hätte auf der Agora reden, widerreden sollen, wer hätte regieren und rechten können? Wer hätte dem Sokrates zuhören können – und ihm den Giftbecher verordnen?

Bürger Roms, civis Romanus, römische Bürger. Man mußte nicht Römer sein, sondern das Bürgerrecht besitzen.

Bürgerrecht war nicht Grundrecht, Bürger zu sein war Vorrecht.

Die feudale Entartung des Bürgers stand an den Ursprüngen städtischen Wesens.

Manche Städte gaben sich zufrieden im Schatten der Herrschenden: Residenzen.

Fenster blicken submissiv zum Schloß.

Tore sind der Eile Beflissener zugemessen.

Straßen sind Strahlen: Herrschen und Dienen begegnen sich.

In konzentrischen Ringen schließt sich das jeweils Untergebene um das jeweils Höhere: außen die freudlose Frohn der Entrechteten. Innen, ganz innen:

Nur ein Wille.

Bischöfe und die Bürger ihrer Städte haben selten ein Auskommen miteinander gefunden. Den Dienern des Gekreuzigten nahmen die alltäglich und immer Dienenden nie so ganz die Rolle der Herrschenden ab.

Im Widerstand gegen unglaubliche Herrscher – Erlösung gepredigt und Herrschaft geübt – wurden sie Bürger:

Sie eigneten sich das Gemeinwesen an.

Ernst Bloch · Neue Häuser und wirkliche Klarheit

Heute sehen die Häuser vielerorts wie reisefertig drein. Obwohl sie schmucklos sind oder eben deshalb, drückt sich in ihnen Abschied aus. Im Innern sind sie hell und kahl wie Krankenzimmer, im Äußeren wirken sie wie Schachteln auf bewegbaren Stangen, aber auch wie Schiffe. Haben flaches Deck, Bullaugen, Fallreep, Reling, leuchten weiß und südlich, haben als Schiffe Lust, zu verschwinden. Ja, die Feinfühligkeit der westlichen Architektur geht so weit, daß sie ziemlich lange schon, auf Umwegen, den Krieg

witterte, der das Hitlerische ist und sich auf ihn bereitete. Da erscheint selbst die Schiffsform, die rein dekorative, dem Fluchtmotiv der meisten heutigen Menschen in der kapitalistischen Kriegswelt nicht real genug. In ihr werden seit geraumer Zeit Häuser ohne Fenster projiziert, künstlich beleuchtete und entlüftete, stählern durch und durch, das Ganze ist ein Panzerhaus. Überhaupt mehrt sich, während die moderne Architektur bei ihrem Entstehen grundsätzlich auf das Draußen orientiert war,

auf Sonne und Öffentlichkeit, – es mehrt sich das Bedürfnis nach verschlossener Lebenssicherheit, wenigstens im Wohnraum. Der begonnene Grundzug der neuen Baukunst war Offenheit: sie brach die dunklen Steinhöhlen, sie öffnete Blickfelder durch leichte Glaswände, doch dieser Ausgleichswille mit der äußeren Welt war zweifelsohne verfrüht. Die Entinnerlichung wurde Hohlheit, die südliche Lust zur Außenwelt wurde, beim gegenwärtigen Anblick der kapitalistischen Außenwelt, kein Glück. Denn nichts Gutes

geschieht hier auf der Straße, an der Sonne; die offene Tür, die riesig geöffneten Fenster sind im Zeitalter der Faschisierung bedrohlich, das Haus mag wieder zur Festung werden, wo nicht zur Katakombe. Das breite Fenster voll lauter Außenwelt braucht ein Draußen voll anziehender Fremdlinge, nicht voll Nazis; die Glastüre bis zum Boden setzt wirklich Sonnenschein voraus, der hereinblickt und eindringt, keine Gestapo. Auch kaum ohne Zusammenhang mit den Schützengräben des ersten Weltkriegs, vor allem aber mit den freilich vergeblichen Maginotlinien des zweiten entwickelte sich der Plan einer unterirdischen Stadt – als der der Sicherheit. Statt des Wolkenkratzers laden so projektierte «Earthscraper» ein, glänzende Dachslöcher, rettende Kellerstadt. Droben am Licht wiederum erschien der weniger reale, doch dekorative Fluchtplan einer fliegenden Stadt, in Stuttgart, auch in Paris utopisiert: die Häuser erheben sich in Kugelgestalt auf einem

Mast, oder sie hängen als veritable Ballons an Drahtseilen; im letzteren Fall wirken die Schwebebauten besonders abgetrennt und abfahrtwillig. Aber auch diese Spielformen zeigen nur, daß Häuser hier als Höhlen, dort auf Pfählen wieder geträumt werden müssen. Wie nun, wenn auf solchem Boden trotzdem ein Sprung ins Helle vorgemacht werden soll? Was bautechnisch in der Tat versucht wurde, doch jetzt mit der bejaht ungemütlichen Lust auf lauter Fenster und ebenso kahlklare Häuser und Geräte. Gewiß, dergleichen gab sich als Reinigung vom Muff des vorigen Jahrhunderts und seinem unsäglichen Zierat. Doch je länger, je mehr wurde deutlich, daß es bei dieser bloßen Weglassung auch geblieben ist und – innerhalb der spätbürgerlichen Leere – bleiben mußte. Architektur insgesamt ist und bleibt ein Produktionsversuch menschlicher Heimat, – vom gesetzten Wohnzweck bis zur Erscheinung einer schöneren Welt

in Proportion und Ornament. Architektur sieht nach Hegels wahrer, nicht bloß idealistischer Bestimmung ihre Aufgabe darin, die anorganische Natur so zurechtzuarbeiten, daß sie als kunstgemäße Außenwelt dem Geist verwandt wird. Der Geist, soll heißen: das menschliche Subjekt, das selber noch auf der Suche nach dem ist, was ihm verwandt genannt werden kann, dies Wesen baut in verschiedenen Gesellschaften immer andere Winkel, Bögen, Kuppeln, Türme einer zum Menschen hin konzentrierten Erde aus. Die architektonische Utopie ist so der Anfang wie das Ende einer – geographischen Utopie selbst, all dieser Edelsteinsuche auf der Druse Erde, der Träume von einem irdischen Paradies. Die große Architektur wollte insgesamt dastehen wie ein gebautes Arkadien und mehr; und wenn sie Beweinenswertes, tragische Mysterien mit sich führte, wie in der Gotik, so nur, um es zu dem schwierigen Wohlklang mitzubringen.

Kennen und Nicht-Kennen; Vertrautheit im alltäglichen, aber jederzeit unverbindlichen Umgang. Das Gefühl, oder nur die Ahnung, die Möglichkeit nur, zu denken: dies ist meine Stadt. Sie wiedererkennen, wenn man lange fort gewesen ist. An Nebensächlichkeiten. Nicht an Dom und Schloß, an Marktplatz und Rathaus. Vielmehr das Eigentliche erfahren in der Art, wie die alte Vertrautheit sich wieder herstellt.

Das Wieder-Erkennbare, das Unverwechselbare, die Identität mit sich selber – in der Person des Bürgers, in der Urbanität einer Stadt.

Vielleicht sind die Träume vom urbanen Wesen Stadt doch nicht ganz vergeblich?

Vergeblich werden sie bleiben, solange sie kreisen um altverliebene Rechte, um die Spuren der Geschichte im Straßennetz, in alten Fassaden. Solange sie in Denkmälern gegenständlich werden oder Namen tragen wie Europacenter, Märkisches Viertel, Neue Vahr, U-Bahn, Kleiner Schloßplatz.

Die Träume von der urbanen Stadt werden in den ungerühmten aber selbstverständlich gewordenen Quartieren und Vierteln konkret: In der Art und Weise, wie der Alltag den Nebenstraßen ihr Gesicht gibt, wie Bürger mit Bürger umgeht in der jeweils eigenartigen Mischung aus Vertrautheit und Distanz.

Die Träume von der urbanen Stadt werden nicht in Architekturen konkret und erfüllbar, nicht in immer neuen Agglomerationen von Gehäusen und Funktionen. Die Träume vom Urbanen haben mit den Menschen zu tun, die in diesen Städten die Erfahrungen ihres Lebens machen.

Wenn das Nachdenken über die Möglichkeiten urbaner Stadt bei diesen Menschen und der von ihnen gebildeten Gesellschaften seinen Anfang nimmt, dann kann aus Illusion und vergeblichem Traum die herausfordernde Wirklichkeit konkreter Utopie entstehen. Die Utopie einer urbanen, einer humanen Stadt.

Der Titel dieser vom SÜDWESTFUNK-Landesstudio Tübingen bei der Tagung *Stadt – Schicksal oder Chance?* produzierten Sendung wurde einer Sammlung autobiografischer Texte WALTER BENJAMINS entlehnt. Die nicht näher bezeichneten zweispaltigen Texte stammen vom Autor der Zusammenstellung.